

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Band: 21 (1913)
Heft: 13

Artikel: Futurismus und Monismus
Autor: Warneck, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406346>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Eiszeit allermindestens 16—20 000 Jahre vergangen sein müssen. Heim gibt die höchstmögliche Zahl seit Rückgang der Gletscher auf 50 000 Jahre an. (Meyer, Conv.-Lex. 5. Aufl. Bd. 18 unter Eiszeit). Und immer noch erwiesen sich diese Zahlen als zu klein: denn der Naturforscher Blytt schätzt, auf Grund verschiedener Schichten im südlichen Norwegen und der darin liegenden Bäume und ihrer Jahresringe, mit höherer Wahrscheinlichkeit und Genauigkeit, daß das Ende der Eiszeit mindestens 80—90 000 Jahre zurückliegen müsse (M. Görnes, Die Urgeschichte des Menschen 1892 S. 227). Und immer schon lebte der Mensch und finden wir seine rohen Steinwerkzeuge und riesigen Straßabfälle in eben diesen Schichten.“ —

„Du, Liesbet, ist das nicht sonderbar?“ flüsterte der Pantoffelheld Umbach seinem Haussteufel zu. Was meinst du?“ „daß du schweigen sollst, langohriger Lampe“, schnauzte ihm das holde Weibchen unterdrückt an, „sonst schaut noch gar alles auf mich.“ —

„Aus vielen Beobachtungen ergibt sich, daß Flüsse ihr Einzugsgebiet in mindestens dreitausend Jahren um einen Meter abtragen, und da man Erdgebiete kennt, wo die Eiszeitflüsse bis zur Gegenwart wenigstens 550 Meter Boden abgetragen haben, so rechnet man leicht eine Gesamtdauer der Eiszeit von wenigstens 550 mal 3000 gleich 1 600 000, oder rund anderthalb Millionen Jahre: und immer schon lebte der Mensch und seine gefundenen Werkzeuge (Reinhardt, Der Mensch zur Eiszeit in Europa, 2. Aufl. S. 167/68).“ —

Der Rote hielt einen Augenblick inne, während der Bleiche, längt eine ähnliche Gelegenheit abpassend, erregt aufsprang und regelwidrig das Wort ergriff, vom Roten, als wäre er fertig, ruhig angehört und gewähren gelassen. —

„Liebe, treue, katholische Christen! hört nicht auf die Stimme der Wölfe im Schafspelz, hat schon unser göttliche Herr und Heiland gemahnt“, so begann das Männchen und verwarf in großartiger Rednergebärde seine Arme. „Die Einwände dieses Gottesleugners (er sprach das Wort mit gehobener Stimme aber tragischer Klangfarbe) sind so leicht aufzulösen, daß ich das füglich jedem Schulkind überlassen könnte. Aus einem Beispiel könnt ihr auf alle schließen; drum will ich nur die biblischen Zeitrechnungsangaben vornehmen. Nein, es ist erstunken und erlogen, daß die Bibel von sechstausend oder viertausend Jahren rede; wir finden nirgends solche Angabe in ihr. Die Reihen der Urväter in der hebräischen Bibel sind lückenhaft; z. B. ist der Kainan der Septuaginta ausgefallen. Das hebräische Wort jalad, zeugen, das bei den scheinbar lückenlosen Geschlechterreihen der Urväter gebraucht ist, läßt durchaus nicht auf unmittelbare Zeugung (von Sohn durch Vater) schließen, denn: auch im neuen Testament wird „er zeugte“ gesagt, wo mehrere Zeugungen und Glieder ausgelassen sind. In der Chronik wird Subael, Davids Schatzmeister, ein Enkel des Moses genannt, trotzdem sicher zwischen Moses und David mehr als nur eine Generation liegen muß. Man kann also nicht mehr sagen, wie viel Geschlechter da, und bei den Urvätern, ausgefallen sind. Die Lückenhaftigkeit ist vorhanden: es gibt keine biblische Zeitrechnung, darum hat die Wissenschaft freie Bahn für ihre Forschung; ein Widerspruch findet sich nicht, und so ist es immer und überall. Liebes, katholisches Landvolk! (Hier stieg sein Stimmton um eine halbe Oktave) Das Jesuwort gilt: non praevalebunt, die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Christus siegt, Christus regiert, Christus herrscht.“

In kurzen, abgebrochenen Sätzen hatte ers hervorgestoßen und sich ein leichtes, fieberhaftes Rot auf die

blaffen Wangen geredet. Ein Klatschen brach los, das aber ebenso bald wieder abbrach, als der sympathische rote Herr seine Entgegnung begann, von dem man im Grunde nur bedauerte, daß er nicht „Einer der Unsrigen“ sei. —

„Nicht wahr, Herr Blumenberg, Sie haben diese Gedanken doch aus der schweizerischen Kirchenzeitung 1912 S. 436 genommen oder entlehnt? Sie brauchen es nicht zu gestehen, ich weiß es doch. — Wenn es keine biblische Zeitrechnung gibt, warum haben dann alle Kirchenväter, und die Kirche bis heute, einstimmig 4000—6000 Jahre daraus zusammengezählt? Je öfter gleich befunden, desto gewisser ist eine Rechnung. Gibt's keine biblische Zeitrechnung, warum rackert sich dann der Apologet Hettinger (III. Bd. 1907 S. 309/10) so ab, die höhern Zahlenangaben anderer Völker zu widerlegen mit Sachmännern aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts? Warum konnte er dann schreiben: „Es bleibt sonach die Tatsache, die Anfänge der griechischen, phönizischen, indischen, chinesischen, ägyptischen Chronologie (Zeitrechnung in unwürdigem Deutsch) gehen über das vierte Jahrtausend vor Christus sicher nicht zurück und weiter darüber hinaus keine Tradition. (Er meint Ueberlieferung). In dieser Logik der Tatsachen liegt eine größere Gewißheit, als alle Hypothesen und Induktionschlüsse zu gewähren imstande sind“. (309/10). Gibt's keine biblische Zeitrechnung, warum schreibt er dann: „Das Blut, das vom Kreuze herabfloß, hat hinweggenommen für immer die alte viertausendjährige Schmach.“ (400). Wenn es keine biblische Zeitrechnung gibt, warum dann dieser Schmeiß? Warum wird dann dieser apologetische Mist (denn ähnlich riecht das ganze Werk) noch in der neuesten Auflage des Jahres 1907 (!) in fünf- bis sechsbändigem Fuder auf die christlichen Erbauungssäcker gefahren? Freilich die Gänse blümchen und Schafgarben, so solcher Düngung nachsprießen, kennt männiglich wohl.“ —

Es mochte wohl an der Wucht der Tatsachen und am Schamgefühl liegen, daß hier alles still blieb, einzig das erstüfte Husten des Bankdirektors ausgenommen, der damit einen Lachanfall verlarvte. —

(Schluß folgt).

Futurismus und Monismus.

Von Eugen Warnack (Wiesbaden).

Von Rom, der Metropole aller Reaktionäre und Dunkelmänner tönt ein gellender Kampfruf herüber, der wütiger denn alles bisher Dagewesene gegen Stillstand und Rückschritt anmettert. Es ist dies die futuristische Bewegung, die bisher eigentlich nur erst in Witzblättern die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Und das wohl nicht so ganz mit Unrecht, besonders wo es sich um die künstlerische Richtung handelt.

Betritt man solch eine Ausstellung, so muß man sich unwillkürlich fragen: Ja wollen denn die Leutchen mit Gewalt versuchen, wie weit sich die menschliche Vernunft verhöhnen läßt, oder grassiert da ein Massenirrsinn, der den Verstand gänzlich auszuschalten droht?

Ein fürchterliches Konglomerat der schreiendsten Farben blendet grell unser Auge und ruft lebhaft das Gefühl der Seekrankheit in uns hervor, sofern es nicht zu einem aufkreischenden Lachen reizt. Aber gemacht! Dauert hinter all dem Wahnsinn nicht doch vielleicht noch ein Atom von Wahrheit?

Es würde zu weit führen und von dem eigentlichen Zweck dieser Betrachtung zu sehr ablenken, auf all die Einzelheiten näher einzugehen. Ich will mich daher mehr

auf die Grundideen beschränken, die diese Strömung überhaupt zu erzeugen vermochten. Und da sage ich mir: Soll in dieser haarsträubenden Verzerrung der Kunst wirklich ein berechtigter Kern gesucht und gefunden werden, dann kann er nur aus dem Zeitgeist sein, der unserm ganzen gegenwärtigen Denken und Fühlen den Stempel aufdrückt. Er kann, um mich kurz zu fassen, nur im Monismus wurzeln, nur unter seinem Zeichen konnte sich diese Geburt vollziehen. Doch das soll den Monismus nicht etwa belasten; ich möchte bloß Zusammenhänge aufdecken. Um nun meiner Folgerung einige Rechtfertigung zu verschaffen, will ich mich zunächst auf ein paar Aussprüche feinsinniger Geister berufen. Da ist erstlich unser Altmeister und Dichterkönig, der sich dahin ausspricht:

„Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgiltigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde. Und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken!
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?“

Sehr zutreffend bemerkt hier Goethe, daß um irgend einen Eindruck wahrnehmen zu können, ein genau für diese Wahrnehmung eingerichtetes Organ erforderlich ist, das entsprechend seinem besondern Elemente durch seinen eigentümlichen Beruf selbst erst gebildet wurde. Versetzen wir uns kritisch in das Wesen der äußeren Materie, so erkennen wir, daß sie an sich farb- und tonlos ist (sie ist folgerichtig auch geruch-, geschmack- und gefühllos). Dennoch vermögen wir die vielseitigsten Farben und Töne zu unterscheiden. Aber es ist eben unbedingt ein Organ dazu erforderlich, dem sie erst als Farben und Töne erscheinen können. *)

Wir wissen auch bereits, daß durch alle Wesen und Dinge ein Monon sich hindurchzieht, und daß wir nur vermöge dessen Alles und Jedes, zufolge der verwandtschaftlichen Wesenseinheit mit uns selbst, zu erkennen im Stande sind, indem gewissermaßen unser eigenes Spiegelbild aus ihnen zurückgestrahlt wird. Also auf die Beschaffenheit des Organs kommt es an, wie wir dieses Bild empfinden. Die flimmernden Lichtwellen werden von unsern Augen genau so aufgefangen wie die Schallwellen von den Ohren. Beide sind streng-objektiv farb- und klanglose Schwingungen der Materie, also an sich identisch. In ersterem Falle spricht man dann von Sehen, im letzteren von Hören. Ich kann mir aber auch sehr wohl vorstellen, daß ein Ohr sich derartig verfeinern könnte, daß seine überaus sensiblen Hörnerven auch die Lichtwellen als Töne vernimmt, wie andererseits dem vollkommeneren Auge die Schallwellen sichtbar werden könnten. **)

*) Der Verfasser hätte die Lehre von den „spezifischen Sinnesenergien“ nennen können, die zu den interessantesten Errungenschaften der modernen Physiologie gehört. Ein und derselbe Energie-Reiz (z. B. ein elektrischer) stellt sich den verschiedenen Sinnesorganen spezifisch-verschieden dar — dem Auge als Licht, dem Ohre als Geräusch, dem Tastgefühl als Schlag, der Zunge als Geschmack, der Nase als Geruch.

Dr. Bruno Wille.

**) In Faust II, erster Akt, meint ein Vertreter der Elfen bei Sonnenaufgang:

„Tönend wird für Geistesohren
Schon der junge Tag geboren . . .
Welch Getöse bringt das Licht! . . .
Triffst es euch, so seid ihr taub!“

Auch der Schluß dieses Aktes ist hier lehrreich, insofern Faust das Monon geltend macht, das zwischen Sonnenlicht und voller Wahrheit, zwischen den Farben und dem wirklichen Leben besteht.

Dr. Bruno Wille.

Auch hierbei stütz ich mich auf keinen geringeren als Goethe, der das so treffend im Faust zum Ausdruck bringt:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang.
Und ihre vorgeschriebene Reise
Vollendet sie mit Donnergang.“

Weiter führe ich einen Monisten an, der in einem seiner schönsten Werke das Ohr die Töne trinken läßt; er identifiziert demnach gleichsam das Gehör mit dem Geschmack, und gerade er bürgt mir dafür, daß das nicht bloß poetisch im Bilde gemeint ist. Denn er ist es ja eben, der immer wieder die Einheit, die das Univerfum durchpulst, betont.

Die enge Verwandtschaft des Geruchsinns mit demjenigen des Geschmacks braucht wohl kaum genannt zu werden. Typisch hierfür ist übrigens der landläufige Gebrauch in der Schweiz, für „riechen“ „schmecken“ zu setzen. Schließlich zitiere ich noch Nikolaus Lenau:

„Stimmen, die den andern schweigen,
Jenseits ihrer Hörbarkeiten,
Hört Merlin vorübergleiten,
Alles rauscht im vollen Reigen.
Denn die Königin der Elfen
Oder eine fluge Norn
Hält, dem Sinne nachzuhelfen,
Ihm ans Ohr ein Zauberhorn.
Nieseln hört er, springend schäumen
Lebensfluten in den Bäumen
Klingend strömt des Mondes Licht
Auf die Eich' und Hagerose,
Und im Kelch der feinsten Moose
Tönt das ewige Gedicht“.

So könnte ich noch viele Beispiele anführen, aus denen hervorgeht, daß die pantheistische und ferner die monistische Weltanschauung immer wieder bekunden, wie alle einzelnen Ideen nur der Abglanz einer einzigen sich selbst variierenden unendlichen Idee sind.

Wie ich aber beispielsweise das Geräusch, das heißt, die Schallwellen und die Bewegungen einer rollenden Lokomotive durch Buchstabenlaute vergleichend wiederzugeben vermag, während sie auf einem Instrument ebenfalls hervorzubringen sind, so darf es auch nicht als ausgeschlossen gelten, sie durch Farben darzustellen zu können. Und damit wäre ich wieder bei meinem Ausgangspunkt angelangt, daß der heutige Futurismus, gedrängt und getrieben vom Zeitgeist, als ein noch unfertiger, unreifer Auswuchs der tiefsinnigen monistischen Lehre zu betrachten ist. Ob freilich die Art seiner Methode gerechtfertigt erscheint, ob namentlich dem allgemeinen Kunstsinne dadurch jemals Rechnung getragen werden kann, das gehört in ein anderes Thema.

Einen Nutzen könnte diese absonderliche Malweise allerdings stiften, und der wäre, auch den Laien mehr und mehr darauf hinzuweisen, daß ein Gegenstand, d. h. „ein Ding an sich“ nie bloß so beschaffen ist, wie es sich in einseitiger Erscheinung ausgestatteten Augen auch auf seine besondere Art jedes Wesen nur erkennt. Auch meine ich, daß wir selbst das im ersten Augenblick als Irrsinn erscheinende niemals ohne weiteres als solchen hinstellen sollten, bevor wir es nicht einer eingehenden Prüfung unterzogen haben. Ich verweise bloß darauf, daß, was heute jedem Sextaner als selbstverständlich gelehrt wird, noch vor wenigen Jahren für geradezu unmöglich und für Wahnsinn gehalten wurde. Ich brauche nur an das lenkbare Luftschiff, an die Röntgenstrahlen, an die drahtlose Telephonie zu erinnern. Hatte nicht die Sezession, über die heute kein Mensch lachen dürfte ein ähnliches Schicksal zu erleiden? Darum: erst prüfet, dann

urteilen! Versucht erst zu verstehen und Mängeln abzu- helfen, ehe ihr euer „percat“ ausspricht. So ziemt es Freidenkern.

Allerdings, die Kampfweise der futuristischen Be- wegung, auf welchem Gebiet sie sich auch kundgeben möge, wird, selbst wenn sie eine vorübergehende Existenzberech- tigung aufweisen sollte, niemals eine tiefere Sympathie zu erwecken im Stande sein. Durch bloßes Zerstören des Alten, wird noch kein Fortschritt erzielt. Ohne die verstehende, versöhnende Liebe sind kein Zusammenhang und Aufbau, am wenigsten in der Kunst denkbar, die allein auf warmer Hingabe und Opfermut beruhen und auf ihnen zu gründen sind. Man braucht nur einige, wahr- scheinlich recht wichtig und markig gemeinte Aus- drücke jener Anarchisten der Kunst anzuziehen: „Wir wollen den Krieg preisen, die schönen Gedanken, die tö- ten, und die Verachtung des Weibes“ sowie „auf dem Gipfel der Welt stehend, schleudern wir unsere Heraus- forderung den Sternen zu!“ und wir werden nicht leicht ein mitleidiges Achselzucken über jene jugendlichen, phan- tastischen Himmelsstürmer unterdrücken können. Mein auch hierin steckt bei vielen Irrtümern noch ein Fünkchen Wahrheit. Die heutige moderne Frau, die mit dem Manne um Gleichberechtigung ringt, bietet durchaus nicht immer eine angenehm berührende Erscheinung, und das biedere Hausmütterchen, die dem Modernismus auch nicht mehr so recht behagt, ist nahezu zur Mythe geworden. Aber auch da heißt es Maß und Ziel halten, in Liebe ab- helfen und nicht gleich schroff vernichten und verdammen.

Die „Zauberin“ von Kirchheim.

Ein sensationeller Prozeß spielte sich Mitte April vor der Strafkammer des Heidelberger Landgerichts gegen eine Betrügerin ab, die sich in der Umgebung von Heidel- berg, namentlich bei Frauen auf dem Lande, den Nimbus einer klugen Vermittlerin, die mit einer Zauberin in Verbindung stand, zu geben wußte. Ihre Spekulation auf Dummheit und Aberglauben war mit einem Fischzug auf die Geldbörsen ver- bunden, der ihr auch Erträgnisse einbrachte.

Es handelt sich um die 1865 geborene und zu Kirchheim wohnhafte verheiratete Lina Gaud. Die Verhandlung zeigte zur Genüge, trotz der plumpen Schwindeleien, wie leichtgläu- big und abergläubisch heutzutage noch viele Frauen sind. Man sollte es kaum für möglich halten, daß in unserer aufgeklärten Zeit der Aberglaube noch so ins Kraut schießen kann wie in der Umgebung der Universitätsstadt Heidelberg. Bedauern verdienen die Vereingefallenen, die für den Hofuspokus eines raffinierten Frauenzimmers ihre Pfennige hergegeben haben, keinesfalls, denn solche Einfalt muß bestraft werden.

Die Angeklagte Lina Gaud, die Mutter von 2 Kindern, verteidigte sich sehr raffiniert und machte einen äußerst „hellen“ Eindruck. Sie ist schon zweimal wegen Betrugs vorbestraft, und zwar im Jahre 1909 wegen versuchten Betruges mit einer Gefängnisstrafe von 10 Tagen, im Jahre 1907 wegen mehr- fach vollendeten und versuchten Betruges und Urkundenfä- schung mit einer Gefängnisstrafe von 2 Jahren 2 Monaten.

Die neue Anklage legt ihr 12 Betrugsfälle zur Last, und zwar: Im Juli 1912 gab sie der Ehefrau Katharina Fric in Mohrbach an, sie werde durch Vermittelung einer in Wies- baden wohnenden Frau, der ein Entgelt von 5 Mk. bezahlt werden müsse, eine Eingabe nach Karlsruhe schicken und dadurch erreichen, daß der Chemann der Fric seine frühere Stellung als Polizeidiener in Mohrbach wieder erhalte oder eine Unter- stützung bekomme. Frau Fric gab die 5 Mk. her, die die An- geklagte jedoch für sich behielt.

Im Jahre 1908 oder 1909 gab sie der Elise Gräf in Kirch- heim ein wertloses Päckchen mit der Bemerkung, dies stamme von einer Frauensperson namens Lucie Gregori aus Galizien, die übernatürliche Fähigkeiten besitze. Durch das Verbren- nen des Päckchens könne sie sich eine glückliche Zukunft ver- schaffen. Die Gräf ließ sich bestimmen, ihr den für das Päck-

chen geforderten Preis von 10 Mk. zu bezahlen. Im Mai 1912 spiegelte sie der Stiefmutter der Elise Gräf, der Ehefrau des Hauptlehrers Grauli vor, die große Wundertuerin Gregori aus Galizien oder deren Nichte werde auf Grund eines von ihrer Stieftochter geschriebenen Zettels gegen diese Strafan- zeige erstatten oder ihr sonstige Nachteile zufügen, wenn sie nicht 200 Mk. erhalte. Frau Grauli händigte ihr in ihrer Angst ein Schreiben aus, in dem sie ihre Verwandten in Wofs- heim um ein Darlehn bat, auf Grund dessen sich die Gaunerin Gaud von Christian Gettinger in Wofsheim 200 Mk. geben ließ, die sie für sich behielt. Fräulein Käthe Rudis in Mohr- bach wußte sie in einem halben Jahr zur Herausgabe von größeren Geldbeträgen zu bewegen, indem sie ihr vorSchwin- delte, sie stehe in Verbindung mit einer Lucie Gregori aus Galizien, die übernatürliche Fähigkeiten habe, die sie zugunsten und im Interesse der Rudis anwenden werde. Sie hängte ihr bei dieser Gelegenheit ein angeblich von der Gregori herrühren- des wertloses Anhängerkreuz auf, das sie mit 10 Mk. bezahlen mußte, und mit dessen Hilfe sie einen Prozeß gewinnen werde. Die Mutter des Mädchens hat sie durch ähnliche Angaben zur Hergabe von 300 Mk. bestimmt.

In der Zeit vom Jahre 1910 bis zum Frühjahr 1912 gab sie in Heidelberg einem Fräulein Hermine Rahm an, sie könne es mit Hilfe der wundertätigen Gregori erreichen, daß die er- krankte Mutter der Rahm gesund werde, daß sie sich ihrem Wunsch gemäß verheirate, und daß das trübe Verhältnis zu ihrem Vater und ihrer Tante sich bessere. Zu diesem Zwecke müsse die Gregorie Gold derart in einen mit „Gallertmasse“ zu füllenden Topf legen, daß dessen Boden ganz bedeckt sei. Durch diese und andere gleichartige Vorspiegelungen bestimmte sie Fr. Rahm, ihr insgesamt über 500 Mark in barem Gelde, eine goldene Uhr im Werte von etwa 100 Mk., zwei goldene Ringe mit Steinen und eine Anzahl Kleidungsstücke zu über- geben. Die Schwester Frau Frieda Rahm bewog sie durch ähn- liche Vorspiegelungen über die fabelhaften Fähigkeiten der großen Unbekannten Gregori zur Hergabe von etwa 400 Mk. und durch ein fingiertes Telefongespräch von weiteren 100 Mk. Die geriebene Kirchheimer Hofuspokismacherin steckte natürlich die Geldsummen in ihre eigene Tasche. Inzwischen müssen aber doch dem Fr. Rahm, bei der kein Wunder wir- ken wollte, erhebliche Bedenken aufgestritten sein, denn sie ver- langte ihr Geld zurück. Im Jahre 1911 bis zum August 1912 schwindelte Frau Gaud der zu Kirchheim wohnenden Luise Sieber vor, sie wolle Geld für Fr. Hermine Rahm in Heidel- berg entleihen, die es mit guten Zinsen zurückbezahlen werde. Sie veranlaßte sie zur Hergabe von zusammen etwa 1175 Mk. und durch die Vorspiegelung, sie brauche Geld zur Bestreitung der Kosten eines Prozesses, gegen die Rahm, die sie auf Rück- gabe der Gelder verklagt habe, zur Hergabe von weiteren 800 Mk. Sie führte in Wahrheit keinen Prozeß und behielt, ab- gesehen von 200 Mark, die sie der Rahm zurückgab, das Geld für sich.

Ende des Jahres 1910 bestimmte sie Frau Katharina Winkels, geb. Wieland, in Kirchheim durch die Angabe, Fr. Hermine Rahm habe sie beauftragt, Geld zu leihen, und werde das Geld in einigen Tagen zurückgeben, zur Hergabe von ins- gesamt 220 Mk.

Im November 1911 gab sie der Ehefrau Katharina Kette- mann, geb. Grieser, in Kirchheim an, sie solle für Fr. Her- mine Rahm ein Darlehn aufnehmen, was die Kettemann be- stimmte, ihr 60 oder 70 Mk. zu geben, die später jedoch wieder zurückbezahlt wurden.

Im April 1912 schwindelte sie dem Bäckermeister Hein- rich Barth in Kirchheim und seiner Ehefrau vor, sie habe zwei Heidelberger Rechtsanwälte mit der Erhebung einer Klage gegen Fr. Rahm beauftragt und solle nun diesen Rechtsanwälten ihre verpändeten Sparkassenbücher vorlegen. Zum Zwecke der Auslösung der Sparkassenbücher müsse sie Geld aufneh- men, das sie in wenigen Tagen zurückbezahlen werde. Die Eheleute Barth ließen sich bestimmen, ihr 110 Mk. als Dar- lehn zu geben.

Dem Hausmeister Friedrich Barth und seiner Ehefrau gab sie 1912 an, sie solle für die Hermine Rahm ein Darlehn aufnehmen. Sie suchte dadurch den Hausmeister Friedrich Barth zu bestimmen, ihr 100 Mk. zu geben.

Die Beweisaufnahme ergab, daß bis auf zwei Fälle die Angeklagte schuldig ist. Die Zeugenvernehmung förderte einige